

erwarten



PFARRBRIEF

St. Agnes _ St. Kunibert _ St. Ursula _ St. Gertrud



KATHOLISCH
IN KÖLN-MITTE

EDITORIAL

Ein merkwürdiges Jahr geht zu Ende. Eins, das ohne Zweifel gesellschaftlich, politisch und kirchlich eine gewaltige Zäsur in Gang gesetzt hat. Hätte jemand ernsthaft am Neujahrstag sekttrunken verkündet, dass wir alle dauerhaft Masken tragen, zwei Mal das gesellschaftliche und kulturelle Leben fast zum Erliegen kommt und die Lufthansa nur mit gewaltigen Geldspritzen vor der Pleite gerettet werden wird, dass das Osterfest in den Kirchen gewissermaßen ausfällt, die Menschen sich weitgehend in ihre vier Wände

zurückziehen, Fußball-EM und Olympische Spiele entfallen und die Menschheit sehnsüchtig auf einen Impfstoff wartet – niemand hätte diesen Nostradamus ernstgenommen.

Nun ist es so gekommen. Wir haben ein Jahr hinter uns, das die Menschen an ihre

Grenzen geführt hat. Persönlich und gesellschaftlich. Psychisch und körperlich. Wirtschaftlich, politisch und auch in sozialer Hinsicht. Es war ein anstrengendes Jahr für Körper und Seele. Und nichts deutet darauf hin, dass im kommenden Jahr die Anstrengungen weniger werden. Der persönliche permanente Stresstest, aber auch der Stresstest, dem viele Institutionen – die Demokratie, die Schulen, die Kirchen – ausgesetzt sind: Sie werden weitergehen. Vorerst. Vielleicht für lange Zeit.

Es scheint schwierig, geradezu absurd, in diesen Zeiten über Erwartungen nachzudenken und zu sprechen. Denn die Zeiten zeichnet ja vor allem

aus, dass Sicherheiten verloren gegangen sind. Vertrautes ist pulverisiert. Was heute vereinbart und entschieden ist, kann ja morgen schon Makulatur sein.

Vielleicht ist aber gerade in diesen Zeiten das Nachdenken über Erwartungen eine sinnvolle und notwendige Expedition. Denn wo einer etwas erwartet, da ist noch Dynamik, Energie, womöglich so etwas wie Zuversicht. Und zwischen vielen Sprengeln von Zweifel erzählen viele Geschichten von Erwartungen, die Kreativität und Hoffnung in Gang setzen. Geschichten, die vom „Trotzdem“ erzählen. Wir wissen noch nicht, wie das sein wird: ein Jahr ohne Karneval. Vielleicht gerade deswegen erzählt Carolin Dörmbach von der KG Große Eigelsteiner, die sich 2019 gegründet hat und deren zweite Session direkt in die Coronatristesse führt. Uli Merz erzählt, warum am Brüsseler Platz vielleicht gerade jetzt die Zeit für ein neues Gemeindeprojekt gekommen ist und was er davon erwartet. Hilde Naurath stellt ein neues Projekt vor, bei dem Ehrenamtliche Besucher und Touristen in den romanischen Kirchen erwarten und willkommen heißen. Drei höchst unterschiedliche Frauen sprechen über Erwartungen, Rollenbilder und Hoffnungen im Berufs- und Glaubensleben. Und Klaus Nelißen hat Gerhard Thiele getroffen. Der deutsche Astronaut hat zwölf Jahre auf seinen Flug ins All gewartet. Er erzählt auch davon, was im Leben wichtig wird, wenn das 40. Lebensjahr rum ist.

Jetzt entlässt die Redaktion das Heft in Ihre Hand. Ob wir erwarten können, dass seine Geschichten Ihnen zusagen? Wir wissen es nicht. Wir sind aber voller Hoffnung.

Eine anregende Lektüre wünscht
Peter Otten

INHALT

2/2020 Titelthema // erwarten

// Titelthema

Dreiergespräch: »Ich möchte eine Hoffnung haben, die nicht an der Oberfläche bleibt«	4
Montagsgeschichte: Bizzelwasser	9
Hintergrund: Willkommen?!	10
Testimonial: Stell dir vor, die Kirche macht auf	13
Notiz: Gebetswand	15
Hintergrund: Kackplatz oder Kirchgarten?	16
Interview: »Die Kirche kann in der Coronazeit punkten«	20
Kommentar: Diesseitserwartungen	24
Kommentar: Von Amöben und Menschen	26
Hintergrund: Singe zu Hus	28
Testimonial: »Meistens geht alles gut, und wenn nicht, bin ich da!«	30
Interview: Die glitzernde Schwärze des Alls	32

// Weitere Themen

Hintergrund: Kirchengemeindeverband KGV	40
---	----

// Rubriken

Erstkommunion 2020	38
Nachrichten	41
Impressum	42
Getauft & Verstorben	42
Fragebogen	43



» Ich möchte eine Hoffnung haben, DIE NICHT AN DER OBERFLÄCHE BLEIBT «

Eine Hebamme, eine Anlagenmechanikerin, eine Schwester: drei Frauen sprechen über Erwartungen, Rollenbilder und Hoffnungen im Berufs- und Glaubensleben.

Text & Fotos:

Carolin Dörmbach, Judith Uebing

Schwester Jeannette, mit 27 Jahren bist du in die Gemeinschaft der „Dienerinnen und Diener des Evangeliums“ eingetreten. Hattest du Erwartungen in dem Moment, in dem du den Schritt getan hast?

Sr. Jeannette: „Erwartung“ ist natürlich ein großer Begriff. Für mich war ein entscheidender Punkt, dass ich Sozialarbeiterin war und meinen Beruf in dem Seniorenzentrum geliebt habe. Und gleichzeitig war schon diese innere Unruhe da, ob Gott mich noch weiter ruft. Es gab Situationen in einigen Zimmern, in denen ich gesehen habe, dass eine Dame ein Kreuz oder einen Rosenkranz hatte, weshalb ich auch über den Glauben sprechen konnte. Ich habe gemerkt, wie dankbar die Damen dafür waren, wie viel Kraft ihnen das gegeben hat. Ich kann den Menschen weder die Krankheit noch das Leid und den Schmerz nehmen, doch ich kann ihnen Hoffnung geben. Ich finde, dass es Menschen braucht, die ihr Leben ganz dafür einsetzen, vom Glauben und von Gott zu erzählen. Das zu leben, anderen Menschen

Hoffnung zu geben, das war meine Erwartung beim Eintritt in die Gemeinschaft.

Hast du das Gefühl, dass Gott Erwartungen an dich hat?

Sr. Jeannette: Gott hat keine Erwartungen in dem Sinne, dass ich irgendwas erfüllen muss, dass ich Leistung erbringen muss. Erstmal will er, dass ich, wie jeder Mensch, glücklich bin, dass ich mich ganz entfalten kann. Das wünscht er sich. Ich glaube, erwarten ist nicht das richtige Wort.

Ist dann „Erwartung“ generell ein schwieriger Begriff für dich?

Sr. Jeannette: Ich denke, es ist ein großer Begriff. „Warten“ kann ich auch auf den Bus an der Haltestelle, aber „Erwartungen“ sind für mich eng mit Hoffnung verknüpft. Das ist was Tiefes. Ich möchte eine Hoffnung haben, die nicht an der Oberfläche bleibt. Zum Beispiel kann ich hoffen, dass eine Impfung kommt für Corona, aber ich kenne weder einen Zeitpunkt noch kann ich was absehen. Die christliche Hoffnung besteht für mich darin, dass Gott in allem, was wir leben gegenwärtig ist, Kraft hat, lebendig ist.



Drei Frauen reden über Erwartungen: Victoria Gaevert, Franka Knauf und Schwester Jeannette Wegerich.

Victoria Gaevert: Zum Thema Erwartung fällt mir die schwierige Situation auf dem Lehrstellenmarkt ein. Wir brauchen dringend Azubis im Handwerk. Aber die Leute, die kommen, können es schwer aushalten, wenn ihnen jemand mal eine Ansage macht. Dabei ist das nie böse gemeint. Aber wenn man zusammen arbeitet, geht es ja um Sicherheit und Qualität der Arbeit. Da kann man nicht immer nur sanft sein und erklären und alles toll finden, was jemand macht, der vieles noch nicht weiß. Da haben wir als Betrieb Erwartungen. Und die werden in letzter Zeit weniger erfüllt.

Was sind denn Erwartungen, die an den Beruf der Hebamme gestellt werden?

Franka Knauf: Am Anfang geht es primär um die Frauen, die sich meist recht früh, zu Anfang der Schwangerschaft, melden. Ich denke schon, dass sie von einer Hebamme erhoffen und erwarten, eine kompetente Begleitung zu haben, die unterstützt, die ansprechbar ist, sich Zeit nimmt und manches Mal auch ein bisschen als Übersetzerin fungiert zwischen medizinischen Befunden und werdender Mutter.

Sind auch Ängste da?

Knauf: Ich denke schon, dass die meisten Schwangeren im Unterbewusstsein abgespeichert haben, dass es nicht einfach laufen könnte. Trotz guter Diagnostik bleibt da einfach ein Geheimnis bei der Geburt. Das ist eine kleine Wundertüte: Kinder bringen viel mit an Persönlichkeit. Viele Menschen denken, ein Neugeborenes ist überwiegend ein unbeschriebenes Blatt. Hoffnungen und Erwartungen der Eltern gehen viel in die Richtung der eigenen Vorstellungen – und die begegnen dann oft einer überraschend eigenen Persönlichkeit des Kindes.

Haben sich im Lauf der Zeit die Erwartungen der Eltern an die Hebamme verändert?

Knauf: Ich finde, dass das von der Grundtendenz her gleich geblieben ist, weil sich an der Geburt selber nichts geändert hat. Viele Sachen drumherum haben sich aber geändert. Was ich schon sagen würde, ist, dass Frauen unglaublich hohe Erwartungen an sich selber haben und diese auch von außen gestellt werden. Das ist das Bild, das allgemein erzeugt wird: Die Powerfrau, die

FRANKA KNAUF

53, Hebamme, verheiratet, Mutter von 4 Kindern (3 Töchter, 1 Sohn); 3 Enkelkinder; 30 Jahre im Agnesviertel gelebt und gearbeitet, seit Mai auf Spiekeroog.

SCHWESTER JEANNETTE WEGERICH

35, Schwester in der Gemeinschaft der Dienerinnen und Diener des Evangeliums, ursprünglich aus Essen, zum Studium der sozialen Arbeit nach Köln gekommen, dabei über die Jugendpastoral die Gemeinschaft kennengelernt; daher 5 Jahre in Argentinien und seit 3 Jahren wieder in Köln.

VICTORIA GAEVERT

28, Anlagenmechanikerin Sanitär, Heizung, Klima; zur Zeit des Interviews schwanger.

alles gewuppt bekommt. Hat fünf, sechs Kinder, ist irgendwo im Vorstand, sieht tiptop aus, die Kinder sehen zauberhaft aus – und dann sitzt da eine Wöchnerin im Wochenbett, zehnter Tag, hat drei Nächte hinter sich, die ein Albtraum waren, alles tut weh. Das muss doch zu Frust führen. Das war vor dreißig Jahren nicht anders, aber nicht so deutlich. Hier können und sollten Hebammen die jungen Eltern unterstützen, gut im Familienalltag anzukommen – sie stärken und ermutigen, ihren eigenen Weg zu gehen.

Gaevert: Ich will auch gerne wieder arbeiten. Mit Kind. Natürlich nicht sofort, aber irgendwann schon. Da ich jetzt in der Schwangerschaft nicht arbeiten darf, fällt mir ganz schön die Decke auf den Kopf. Aber natürlich macht die momentane Schonung Sinn. In meinem Beruf muss ich schwer heben, viel über Kopf arbeiten und laufe immer Gefahr, mit Chemikalien oder Gas in Kontakt zu kommen. Das würde dem Kind schaden.

Welche Erwartungen hast du an dich als Mutter? Was willst du deinem Kind beibringen oder mitgeben?

Gaevert: Ich möchte, dass mein Kind Unabhängigkeit lernt – egal, ob es ein Mädchen oder ein Junge wird. Gut wäre es, wenn es lernt, mit Geld umzugehen. Toll wäre es natürlich, wenn es sich für einen handwerklichen Beruf entscheiden könnte. Ich finde, es gibt eh schon so viele, die studieren. Wir brauchen wirklich Handwerker.

Sr. Jeannette: Die Ideale werden auch höher. Häufig wird in der Gesellschaft vieles idealisiert und das immer mehr, aber wie dann die Realität ist ... da wird man oft enttäuscht.

War es schwer, Gewohnheiten loszulassen, nach einer Jugend und Ausbildung, die du nicht im Kontext der Gemeinschaft, sondern ‚normal‘ erlebt hast?

Sr. Jeannette: Klar, meine Erwartung war, Familie zu haben, Kinder zu haben und Sozialarbeiterin zu sein. Das war in der ersten Zeit eine ziemliche Umstellung, da ich auch in meiner Jugend kaum Kontakt zu Nonnen oder Priestern hatte. Das war schon wie das Umlegen eines Hebels, von einem Lebensentwurf, den ich mir ausgemalt hatte, von meinem Freund und meinem Beruf, hin zu der Ge-

meinschaft. In den Jahren habe ich immer mehr gemerkt, dass da was Größeres und Tieferes ist, das mich erwartet, was Gott mir vorschlagen möchte. Davon habe ich mich immer mehr angezogen gefühlt. Das ist kein gegeneinander Aufwiegen, sondern jede Berufung ist die Erfüllung und die Fülle für die jeweilige Person. Für mich ist das das Leben, in dem ich mich komplett entfalten kann. So erfüllen sich ganz viele Erwartungen, aber eben anders, als ich sie vorher gesehen habe.

Mit welchen Erwartungen an dich selber bist du gestartet als Hebamme?

Knauf: Für mich war das ein Traumberuf. Ich konnte vorher schon im Krankenhaus auf Station mithelfen, ‚Sonntagsdienst‘ nannte man das damals. Und als ich mit 16, 17 auf die Berufsfindung zugeht, konnte ich mir Hebamme schon irgendwie vorstellen. Dann durfte ich bei einer Geburt dazukommen. So eine richtige Traumgeburt war das, strahlender Sonnenschein, völlig problemlos, das war so innig, dieser Moment. Ich war so fasziniert davon, wie das Kind bei den Eltern landete, so still und freudig. Das hat mich total ergriffen. Und das hat sich wie ein roter Faden durch all die Jahre gezogen. Das, was ich mir erhofft hatte, habe ich über weite Strecken erleben dürfen und bin darüber sehr glücklich.

Welches Rollenbild wolltest du für deine Kinder leben?

Knauf: Das Bild einer sehr selbstständigen Frau. Manchmal vielleicht auch zu selbstständig. Da mussten die Erwartungen den Erfahrungen begegnen und daran wachsen. Die Jahre haben mir gezeigt, dass man als Familie sehr viel Unterstützung bekommen sollte, dass es ein ganzes Dorf

braucht, um ein Kind mit großzuziehen. Das musst du nicht alleine schaffen.

Welche Erwartungen hat man an eine Frau in einem klassischen Männerberuf? Erlebst du Unterschiede im Umgang mit dir und im Umgang mit Männern?

Gaevert: In meinem jetzigen Team fühle ich mich als gleichberechtigtes Mitglied. Aber da ich im Betrieb meines Vaters arbeite, kennen viele mich schon, seit ich ein kleines Mädchen war. In der Ausbildung war es teilweise ganz schön krass. Da musste ich schon gegen Vorurteile ankämpfen. Im besten Fall kommen Beschützerinstinkte hoch. Sonst allerdings eher Unterstellungen, dass ich als Frau weniger kann. In der Berufsschule musste ich mir meinen Platz erkämpfen. Das war ziemlich ungewohnt. Vorher war ich auf einer katholischen Mädchenschule und habe eher ‚Mädchensachen‘ gemacht.

Gab es mit Männern im Beruf auch grenzwertige Situationen?

Gaevert: Brenzlig war es nie. Mich hat nie jemand wirklich fies angemacht oder vorgeführt. Aber ich konnte mich auch ganz gut durchsetzen. Blöd und nervig waren und sind immer wieder Provokationen. Einmal hat mir in der Ausbildung einer vor Kollegen einen Porno gezeigt. Da habe ich zum Glück gelassen reagieren können.

Und jetzt?

Gaevert: Schleppe ich auch Heizkörper. Nur nutze ich Technik statt Kraft. Gegenüber manchen Männern habe ich den Vorteil, dass ich geduldiger bin und filigraner arbeite. Mein Mann sagt, dass ich richtige Männerhände habe. Und irgendwie hat er Recht. Nagellack trage ich erst,

seitdem ich wegen der Schwangerschaft nicht mehr arbeiten darf.

Wie reagieren Kunden?

Gaevert: Die meisten machen zum Glück keine große Sache daraus, dass eine Frau kommt. Allerdings gibt es immer wieder Männer, die mir erklären wollen, wie ich meinen Job machen soll. Und Männer, die extra sagen, dass „die Frau“ das nächste Mal bitte nicht mehr kommen soll. Andererseits gibt es Frauen – vor allem ältere – die sich explizit wünschen, dass ich komme. Sexuelle Übergriffe habe ich zum Glück auch bei Kundenterminen noch nicht erlebt. Wenn ich ein mulmiges Gefühl habe, nehme ich trotzdem lieber einen Kollegen oder Azubi mit.

Und wie wird es weitergehen? Wirst du den Betrieb übernehmen?

Gaevert: Ja, das ist so geplant. Mein Vater wollte sich sogar schon ab übernächstem Jahr so langsam zurückziehen. Da ist jetzt meine Schwangerschaft dazwischengekommen. Ich will auf jeden Fall das erste Jahr zu Hause bleiben. Vielleicht auch länger. Und wer weiß, vielleicht werde ich dann auch noch einmal schwanger. Ich will das auf mich zukommen lassen.

Wie ist das mit den Karriereaussichten einer Schwester in der Kirche?

Sr. Jeannette: Der Begriff passt einfach nicht in die Kirche. Auch wenn ich einen Posten mit höherer Verantwortlichkeit übernehme, ist das keine Karriere. Wir bezeichnen das als Dienst. Aber

ich habe nie die Erwartung gehegt, Karriere zu machen; das war mir nicht so wichtig.

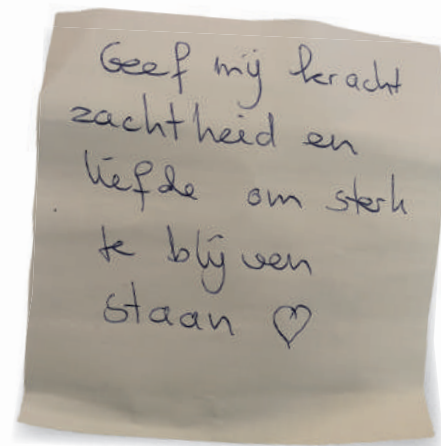
Findest du Erwartungen eher in dir oder eher von außen an dich herangetragen?

Sr. Jeannette: Ich glaube, ich möchte vor allem immer wieder alles von Gott erwarten. Wenn ich äußere Umstände erwarte, wird das schnell enttäuscht. Also irgendwie beides. Und an mich selber als Christin, Zuversicht zu haben, weil Gott diese Welt gerade in den derzeitigen Umständen nicht vergisst und weiter für sie sorgt.

Franka, du lebst seit dem Frühjahr nicht mehr in Köln, sondern auf Spiekeroog. Was erwartest du momentan?

Knauf: EEinen guten Winter auf der Insel, ankommen, zur Ruhe kommen. Und irgendwie erhoffe ich das auch im Großen, für die Gesellschaft: dass sie nicht auseinander knallt.

Gebetszettel aus der Gebetswand in St. Agnes, siehe Seite 15.



BizzelWASSER

Besuch vom dreijährigen Nachbarskind, und ich schenke mir Wasser ein. Volle Aufmerksamkeit schon beim Aufdrehen des Deckels. Dieses plötzliche Zischen. Wie es klingt, wenn Wasser und Kohlen-säure im Glas herumwirbeln. Und dann das Funkeln der Luftblasen im Sonnenlicht.

So spannend, dass sie ihre Schorle vergisst, die ich wie üblich mit stillem Wasser gemixt habe. Stattdessen müssen wir schauen. Mit dem Finger den Blasen folgen, die sich nach oben schieben und dort platzen. Muss ich diese seltsamen Wörter langsam sagen, damit sie sie andächtig wiederholen kann. Sprudelwasser, Kohlen-säure, Bläschen.

Und dann diese Mischung aus Skepsis und Neugier, mit der sie das Glas ansetzt, vorsichtig nippt. Es wieder absetzt und ausnahmsweise sehr vorsichtig abstellt. Strahlen, Kichern und ein Wort: „Nochmal!“

Noch mehr Montagsgeschichten?
www.montagsgeschichten.de

Montagsgeschichten bestellen:

Diese und andere Montagsgeschichten gibt es auch als Grußkarten – vorne das Foto, ganz hinten der Text und in der Mitte viel Platz für eigene Geschichten oder Grüße für einen lieben Menschen. Zu bestellen unter:
www.carolinoermbach.de/meine-angebote/publikationen

WillKOMMEN?!

Kirchen mit weit offenen Türen, Menschen, die sich willkommen fühlen: Das ist das Ziel des im Herbst 2020 angelaufenen Projektes ‚Kirchenempfang in den romanischen Kirchen‘. Ansprechpartner Thomas Zalfen erzählt von unterschiedlichen Blickwinkeln.

Text: Hilde Naurath

Fotos: Silvia Bins, Hilde Naurath

Die Kirchengäste

Menschen, die in eine Kirche kommen, erwarten ganz Unterschiedliches. Manche kommen zum Gebet, zum Stillwerden, manche aus kunsthistorischem Interesse, manche wollen in Ruhe gelassen werden, manche treten ganz ohne Erwartungen ein und sind fasziniert, wenn ihnen erklärt wird, wie sich teils jahrtausendealte Geschichte in einem Gotteshaus manifestiert. Was aber so gut wie gar nicht erwartet wird? Ein Willkommen. Ein freundlicher Kirchenempfang. Das ist höchstens aus anderen Ländern bekannt: „Wenn da jemand ist, der sofort sagt: ‚Hut ab!‘ kommt das anders an als jemand, der sagt: ‚Schön, dass Sie da sind. Schauen Sie sich gerne um‘“, berichtet Thomas Zalfen. Er ist Pastoralreferent im Sendungsraum Köln-Mitte mit Schwerpunkt an St. Gereon und erzählt vom neuen ‚Kirchenempfang‘. Gerade in der Coronazeit, im Lockdown, hat er Wert auf offene Kirchentüren und einladende Schilder gelegt. In der Folge kamen bereits mehrere Menschen hereinspaziert und erzählten, sie wohnten nebenan, sie guckten immer auf die Kirche, waren aber noch nie drin. Manche Menschen kommen auch mit weniger

erfreulichen Motiven in so ein respektheisendes Bauwerk voller Kostbarkeiten. Es gibt sie, die handfesten Gründe für die Anwesenheit von aufmerksamen Menschen. In St. Kunibert ist von der Statue des heiligen Antonius das Jesuskind gestohlen worden; für die Gemeinde ein schmerzhafter Skandal. Respektlosigkeit und Vandalismus sind ebenfalls ein Problem, vor allem in Kirchen mitten im Innenstadtgewühl wie St. Aposteln, St. Andreas oder der Minoritenkirche, in denen Drogensüchtige und andere Störer schon mal pöbeln und urinieren. Auch St. Agnes machte bereits Bekanntschaft mit Zeitgenossen, die sich mit Schmierereien und sonstigen Hinterlassenschaften unrühmlich hervortaten.

So gibt es nicht erst seit dem Kirchenempfangsprojekt ehrenamtliche Kirchenmitglieder, die nach dem Rechten schauen und Besuchern möglichst weiterhelfen. In der Kunibertsbasilika kümmert sich seit geraumer Zeit ein gutes Dutzend Ehrenamtlicher darum, dass die Kirche täglich von 10 bis 18 Uhr geöffnet sein kann. In St. Ursula schützt auch das Gitter vor dem Hauptschiff vor unerwünschten Besuchern – hindert aber gleichzeitig Interessierte daran, im Innenraum zu beten oder ihn kennenzulernen. Erfreulicherweise



Die beiden romanischen Kirchen St. Kunibert und St. Ursula der Agnesgemeinde sind beim Kirchenempfangsprojekt mit dabei.

bildet sich auch dort gerade ein Team, das den Kirchenempfang gewährleisten will. Das Anliegen des Kirchenempfangsprojekts ist es demnach, noch mehr Menschen für dieses Ehrenamt zu begeistern. Es legt den Fokus dabei weniger auf die Aufsicht denn auf den Empfang. Ehrenamtliche „voller Offenheit“ sollen dort präsent sein, wohin auch nur entfernt Kircheninteressierte kommen, die vielleicht mit Öffnungszeiten von Pfarrbüros nichts am Hut haben, die sich aber jedenfalls willkommen fühlen sollen.

Das Kirchenempfangsprojekt

Das Motto des Kirchenempfangsprojekts lautet dementsprechend: „Es ist schön, willkommen zu sein.“ Zunächst stehen die 12 großen romanischen Kirchen im Mittelpunkt, für die Köln auch weltberühmt ist. Insgesamt haben sich auf einen Aufruf knapp 90 Interessierte gemeldet, vor allem für St. Andreas und St. Maria im Kapitol; für St. Ursula sieben und für Kunibert fünf. Deren Erwartun-

gen wiederum sind laut Zalfen ebenfalls recht unterschiedlich. Es seien oft Menschen „jenseits des Gemeindeframeworks“, oft kurz vor der Rente oder gerade verrentet, nicht unbedingt religiös, sondern beispielsweise kunsthistorisch interessiert; manche hätten persönliche Bezüge zu einer Kirche wie über ihre Taufe oder Eheschließung. Viele wollten zwei Stunden pro Woche etwas für „ihre Kirche“ tun. Im Gegenzug hat der 48-Jährige ihnen ein „Rundumprogramm“ zusammengestellt: „einen einführenden Infoabend, einige Lehreinheiten zum ‚Sichermachen im Dienst‘ inklusive Gesprächsführung und Umgang mit schwierigen Menschen, ein Erste-Hilfe-Kurs, eine Einführung in romanische Kirchen sowie eine Hospitation bei einem ‚alten Hasen‘“. Er plant zudem einen eigenen Dankeschöntag in ihrer Kirche, an dem nur für sie „alle Türen offen“ stehen, also „alle Schränke, die Galerie, der Glockenturm“. Eine Textilfachfrau und ein Kirchenhistoriker erläutern dann all die Schätze, die sich da auftun. Selbstverständlich ist

so eine Anerkennung allerdings nicht, das ist dem Theologen nur zu bewusst. Er wird nachdenklich. „Der Umgang mit Ehrenamtlichen ist ein Thema. In einer Kirche ist es schon passiert: Ein alter Hase und ein Neuer hatten sich verabredet. Sie kamen zur Kirche, und dann war da ein Gottesdienst. Der Alte war perplex, der Neue verwundert: Sie konnten ihren Dienst nicht tun. Niemand hatte sie informiert. Das ist kein Respekt, keine Wertschätzung. Ich erwarte, dass unsere Kirche Ehrenamtliche mit ins Boot holt und über Abläufe informiert. Das ist eine Erwartung an das System. Die Beispiele sind

Gott sei Dank nur Ausnahmen, aber sie zeigen: Ein Kulturwandel ist dringend nötig. Und es tut uns als Gemeinden und unseren Kirchen gut, wenn sich Menschen engagieren, die einen anderen Blick mitbringen!“

Und andere Blicke, andere Blickwinkel – davon können unsere Kirchen, kann unsere Kirche noch viele gebrauchen!



Möchten Sie Ihrer Kirche ein Gesicht geben? Informationen zum Kirchenempfang in den romanischen Kirchen Kölns erhalten Sie von Thomas Zalfen, 0176 45 62 11 25 oder kirchenempfang@katholisch-in-koeln.de oder www.katholisch-in-koeln.de/mitmachen/kirchenempfang

Stell dir vor, DIE KIRCHE MACHT AUF!

Eine Gemeinde(neu)gründung an St. Michael am Brüsseler Platz mit Lisa Brentano und Uli Merz.

Text & Fotos: Uli Merz

Das Belgische Viertel gehört zu den angesagtesten Orten in Köln. Alternative, Innovative und Sinn-suchende wohnen und arbeiten hier. Das Veedel ist sehr lebendig. Der Brüsseler Platz, der beherrscht wird von der drittgrößten Kirche Kölns, St. Michael, ist immer voll. Die Kirche ist immer leer. Direkt neben der Kirche ist ein Spielplatz, der von vielen Familien besucht wird. Hier ist Potential! Gemeindliches Leben? Bis auf den verbliebenen Seniorenklub: Fehlanzeige!

Es gab Initiativen gegenzusteuern. Art & Amen oder 922m², die gut, aber nicht nachhaltig waren. Es gab Ausstellungen und Aktionen, die St. Michael als Veranstaltungsraum bekannt machten. Die Bedeutung als Ort gelebten Glaubens verschwand aus dem öffentlichen Bewusstsein.

Was tun? Entweder wir geben den Ort auf oder wir starten einen ernsthaften Versuch, das Ruder rumzureißen. Und genau das versuchen wir jetzt. Eine Gemeindeneugründung. Im Bereich von katholischer Kirche echte Pionierarbeit und eine große und tolle Herausforderung.



Lisa Brentano im Gespräch.

Klar ist, dass eine Gemeindeneugründung mitten im Belgischen Veedel nicht mit den klassischen katholischen Formaten gelingen wird. Denn die wurden ja jahrzehntelang angeboten und waren offensichtlich nicht anschlussfähig.

Also ganz neu denken. Wer wohnt hier? Was erwarten Leute von einer Gemeinde? Woran können sie sich andocken?

Ergebnis und Vision

So ein ‚altbackener‘, gewöhnlicher Name wie St. Michael schafft nicht viel Aufmerksamkeit. Ein Name muss her, der ein Statement ist und neugierig macht: **Kirche für Köln!**

Dear lords
I left everything in Spain
(Mother, family, few shirt that
already bought to get a
better life in Germany.
Help me to learn faster
German language, to get a
good well paid job and
succeed here in Germany.
Jonathan H.

天滅中共
習帝收檔
林鄭下台
FREE 新疆
FREE HONG KONG!!!

21-9-2020
Frieden
Peace
good
Feeling =
Einigkeit

Gebetszettel aus der Gebetswand
in St. Agnes, siehe Seite 15.

STELL DIR VOR DIE KIRCHE MACHT AUF...



und jeder geht hin

Ein einprägsames **Logo**, mit dem wir auf dem Markt der religiösen Anbieter mithalten und die sozialen Medien gut bespielen können, brauchen wir. Mit bunten Schnipseln, die wie Konfetti aussehen, aber auch an die bunten Kirchenfenster von St. Michael erinnern. So bunt, wie wir uns die Gemeinde wünschen.

Ein **Motto**: Stell dir vor, die Kirche macht auf ... und jeder geht hin!

Der erste Teil ist bewusst doppeldeutig: Zum einen sollen unsere Türen, so oft es geht, offen sein. Alle, die möchten, können hingehen.

Noch wichtiger ist die zweite Bedeutung im Sinne von: Kirche öffnet sich für die Realitäten des Lebens. Jeder Mensch ist Adressat der Liebe Gottes. Die Konsequenz sollte sein, dass wir ohne Schere im Kopf offen sind für Menschen mit ihren unterschiedlichen Lebensrealitäten. Wir denken Katholischsein nicht eng, sondern weit.

Mit Lisa Brentano und mir haben eine Frau und ein Mann die geistliche Leitung gleichberechtigt inne. Ein Statement!

Wir haben 6 **Leitbilder** entwickelt, ausgehend von Joh 13,34-35: „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid ...“

In den Leitbildern wird deutlich, dass wir ausdrücklich auch für diejenigen eine geistliche Heimat werden wollen, die sich viel zu lange nicht willkommen und stigmatisiert gefühlt haben. Z.B. homosexuelle Menschen oder wiederverheiratet Geschiedene.

Wir wollen Engagement ermöglichen, neue Dienste etablieren.

Wer die Kirche betritt, trifft auf einen Welcome-Point. Wir wollen eine freundliche Willkommenskultur etablieren. Daneben ist ein Barbereich. Hier gibt es Getränke und kleine Snacks.

In den Seitenschiffen gibt es Sitzecken. Wohnzimmeratmosphäre in der Kirche.

Beherrscht wird der Kirchenraum von einer Bühne, hinter der ein 12 Meter hoher Theatervorhang den Kirchenraum vom dahinterliegenden Sakralraum abgrenzt. Hier wollen wir die Gottesdienste feiern. Die Bänke sind raus, die Reihen vor der Bühne sind bestuhlt. An Traversen hängen ein Beamer, eine Leinwand und viele Scheinwerfer. Unsere kirchenmusikalische Ausrichtung ist Worshipmusik (christliche Popmusik) in ihrer klassischen und in ihrer modernsten Form. Da können viele andocken. Gepredigt wird mindestens eine halbe Stunde. Das hört sich für katholische Ohren viel zu lange an. Aber langweilig wird's nicht. Unterstützt mit einer ‚Powerpoint‘ und in ‚normaler‘ Sprache wollen wir Inhalte theologisch

sauber erklären und vor allem deren Bedeutung für das eigene Leben aufzeigen. Erkenntnisgewinn für Herz und Hirn.

Wie an Menschen kommen?

Wir suchen Leute, die für diese Art von Gemeinde brennen! Für das Welcome-Team, für Technik und Catering. Wir suchen Musiker*innen, Leute, die was mit kleinen Gruppen starten wollen!

Wer Leute kennt, die religiös neugierig, aber skeptisch sind, darf sie gerne auf Kirche für Köln aufmerksam machen. Wir werden viel Unterstützung brauchen!

Wir versuchen, über Facebook und Instagram Kirche für Köln zu platzieren. Youtube soll folgen.

Aber nichts ersetzt direkte Begegnungen. Seit September gibt es einen Alphakurs. Das ist ein Glaubenskurs. Mit leckerem Essen, Vortrag und Austausch. Toll!

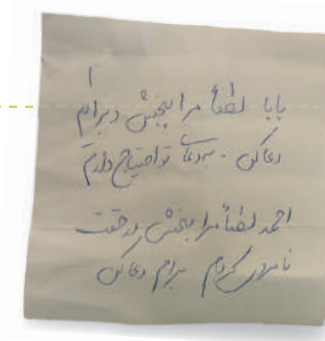
Ein zweiter Baustein: Mystic Yoga. In der Krypta von St. Michael findet christliches Yoga statt. Mit aramäischen Mantren. Ein innovatives Instrument der Evangelisierung. Großartig!

Mit #macht wollen wir ein caritatives Aushängeschild der Gemeinde entwickeln.

**Unsere Internetseite: www.kirche fuer koeln.de
Ruf gerne an, wenn du Fragen hast: 0170 6063061**

Gebetswand in St. Agnes

Seit dem ersten Lockdown liegen in der Turmhalle von St. Agnes Steine. Menschen können Gebete, Wünsche und Gedanken auf kleine Zettel schreiben, diese zusammenrollen und in kleine Löcher in den Steinen schieben. Inzwischen sind über 700 Zettel zusammengekommen. Eine Auswahl haben wir im Heft abgedruckt.



KACKPLATZ oder Kirchgarten?

Michael Lakermann setzt sich für das Wildblumenprojekt rund um die Agneskirche ein.

Text & Fotos: Hilde Naurath

Prolog

An einem lauen Sommerabend vor der Sakristei der Agneskirche. Michael Lakermann, der Pfleger der Grünflächen rund um das Gotteshaus, klagt sein Leid. „Hier, diese Orchidee, habe ich heute entdeckt. Eine Seltenheit. Unglaublich, dass sie hier blüht. – Ich gehe davon aus, dass sie morgen, übermorgen zertrampelt ist.“

Eine Arbeit verrichten, bei der man davon ausgeht, dass ihre Blüten im wahrsten Sinne des Wortes zerstört werden? Wieso? Das Thema dieses Pfarrbriefs war geboren: Was erwarten wir eigentlich?

Der Pfleger

Dr. Michael Lakermann ist in der Agnesgemeinde kein Unbekannter. Seit der Zeit von Pfarrer Hans-Ulrich Wiese ist er in der Gemeinde aktiv, die jeweiligen Pfarrer, das Pastoralteam, die Gremien, die Gemeindeglieder, man kennt sich. Der promovierte Chemiker hat sich als Habichtexperte einen Namen gemacht, und in seiner Darstellung des Agneswildblumenprojekts mischen sich die Akribie und die Leidenschaft, mit der er die vierte

Handschwinge eines Habichtweibchens beschreiben kann, zu einer detaillierten Problemanalyse und Lösungssuche. Lakermann nennt weitere Unterstützer: der NABU Köln ist dabei, der Umweltbeauftragte des Generalvikariats steht mit Rat und Tat zur Seite, es gibt Mitstreiter im Kirchenvorstand und in der Gemeinde, die wiederum Kontakte in die städtischen Gremien pflegen.

Idee und Wirklichkeit

Die Wiese vor seinem eigenen Haus einige hundert Meter weiter hat Lakermann zu einem Vorzeigegarten gestaltet, stolz zeigt er einen Artikel im katholischen Magazin Theo, auf dem er inmitten eines Blütenmeers zu sehen ist. „Das ist ein 80–90%-Niveau, das ist ein superklasse Foto“, weil es die Schöpfung als Gesamtkunstwerk zeigt, und genau da wollte er auch mit Agnes hin. Vor vier Jahren hat er mit Subsidiar Bernhard Wagner dazu gesprochen, der die „tolle Idee“ sofort unterstützt hat, er hat die Stadt Köln einbezogen, der die Flächen gehören, und er hat beim NABU Köln angefragt, der gleich dabei war. Gemeinsam wurde das Projekt „Wildblumen für St. Agnes“ mit heimischen Pflanzen geschaffen, die sich auf dem mit Bauschuttresten durchsetzten, sandigen und humusarmen Boden durchsetzen können, und



So könnte es hier aussehen: Michael Lakermann zeigt eine Vorzeigewiese – nicht an St. Agnes.

das auch noch bei zunehmend heißen, trockenen Sommern. Nun gibt es auf der Sonnenseite im Westen Wildblumenrasen, am Schattenstandort hinter dem Schaukasten einheimische Waldpflanzen, hinter dem Chor den „Krötenkreis“ und an der Sakristei den Schriftzug „Liebe gewinnt“ aus Efeu. Die Pflege ist arbeitsintensiver als geplant, aber das ist okay. Nicht okay aber ist, wie mit diesen Beeten umgegangen wird. Rund um Agnes gibt es nur ein „10–20%-Prozent-Niveau“, und dann nimmt der 60-Jährige kein Blatt mehr vor den Mund. Drei Jahre lang hat er Scheiße weggeräumt, im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn er mit Wasserschläuchen über die Wiese zieht, dann zieht er sie durch braune, auch menschliche Hinterlassenschaften, das erkennt er nicht nur an dem weißen Papier, das „Fifi nun mal nicht benutzt.“ Das Prinzip, Müll wegzuräumen, sodass es im Laufe der Zeit weniger Müll gibt, es funktioniert hier nicht,

es wird im Gegenteil schlimmer mit dem Müll und den Kothaufen. Er hat schon erklärt: „Ich bin raus.“ Daraufhin wurde er gefragt: „Was muss passieren, damit das Projekt weiterlaufen kann?“

Störeinflüsse

Es kann nicht die eine große Lösung geben, das ist dem Analytiker glasklar, und so benennt er vier Hauptstöreinflüsse sowie kleinere Störfaktoren. Das größte Problem sind demnach die Vertreter einer Spaßgesellschaft, die als Wildpinkler traurige Bekanntheit erlangt haben und von denen einige nicht nur pinkeln, sondern auch koten, die sich jedes Jahr aufs Neue in der warmen Jahreszeit am Büdchen gegenüber treffen und sich an der Kirche erleichtern, im Corona-Sommer noch einmal drastisch mehr als sonst. Das zweitgrößte Problem sind Eltern, die ihre Kinder nicht mehr anleiten, die ihnen kein Benehmen beibringen. Die Kinder

„pflücken nicht mehr, sie reißen Blumen“, und zudem rennen sie über die Beete und trampeln sie kaputt. Die namensgebende Kröte aus Ton im Krötenkreis hat er umsiedeln müssen, weil sie ein Kindermagnet und dementsprechend alles um sie herum niedergetreten gewesen war. An dritter Stelle kommen Hundehalter mit Hunden, die ebenfalls pinkeln und koten und kaputttrampeln. An vierter Stelle, und darauf legt Lakermann Wert, erst an vierter Stelle kommen bei ihm als Problem die Obdachlosen, die viele sofort an erster Stelle nennen würden. Aber mit den Obdachlosen lässt sich reden, über „Liebe gewinnt“ kommt man schnell ins Gespräch, und ein polnischer Obdachloser hat ihm gesagt, „in Polen pinkelt keiner an das Haus Gottes.“ Miteinander reden, das ist schon ein erster Lösungsansatz, aber zunächst gibt es noch weitere Störfaktoren, vereinzelt und traurigkurios. Da ist die Dame, die auch im Sommer im Pelzmantel herumläuft, die sowohl in der Kirche als auch drumherum die Begonien, nein, alle Blüten pflückt, und zwar – für ihre Gesichtsmasken. Da sind die circa 13–16-jährigen Halbstarcken, die die Baumstämme, die die Beete begrenzen, herumwerfen – und die alles, was senkrecht steht, herausreißen. Das Kreuz an der Ostseite wird als Klettergerüst genutzt, und seitdem an der Straßenecke gegenüber die Eisdielen aufgemacht

hat, finden sich Eisbecher, viele weggeworfene Eisbecher rund um Agnes.

Lösungsansätze

Die verschiedenen Probleme und Beete benötigen je eigene Lösungsansätze, auch das ist eindeutig. Eine erste Methode ist Aufklärung, mit den Störern sprechen – bei der Hundehalter-Community hat das einigermaßen geklappt, die Masse an Hundekot ist zurückgegangen. Bis zu einem gewissen Grad klappt die Ansprache auch bei Eltern und ihren Kindern; wenn er erklärt, wie Margeriten einzeln gepflückt werden können, ist Verständnis da – aber gegen die gesellschaftliche Entwicklung der Unachtsamkeit kommt er nicht an. Sowieso, er kann und will nicht als Oberaufpasser patrouillieren.

Als Abhilfe gegen die Wildpinkler strebt er – gemeinsam mit Mitstreitern – ein Toilettenhäuschen an. Dafür ist die Stadt zuständig, mit der der Kontakt auf verschiedenen Ebenen läuft, die aber grundsätzlich dagegen zu sein scheint, weil ein Toilettenhäuschen die Situation zementiert und noch mehr Leute kommen würden.

Schließlich bringt Lakermann Zäune ins Spiel, und zwar nicht etwa als vage Idee, sondern verschiedene, detailliert durchdachte Zaunlösungen,

eine kleine Zaunlösung und eine große, billigere und teurere, die zum Selbermachen, die Profiumsetzung, die auf zwei oder drei Seiten, enger oder weiter, höher oder niedriger, mit Staketen, Stabgitter, Drahtgitter, Edelstahl – jede Variante ist mit Vor- und Nachteilen bereits fertig ausgearbeitet. Seinen Vorschlägen entgegen steht die Meinung, dass es „keine Zäune um Kirchen“ geben sollte, doch diese Ansicht teilt Lakermann ganz und gar nicht, zudem sind quasi alle Kölner Kirchen umzäunt: Bei St. Gereon ist der Zaun zu niedrig, da heben die Halter ihre Hunde drüber, bei St. Mauritius ebenso zu niedrig, Ergebnis: „zugekackt ohne Ende“, aber St. Michael auf dem Brüsseler Platz, der sensibelste Punkt überhaupt, mit Klo und angemessenem Zaun, dort sind die Grünflächen in gutem Zustand: der Beweis, dass es geht.

Erwartungen und Traum

Lakermanns Erwartungen sind bescheiden. Falls sich jemand anderes für die Arbeit findet, übergibt er sie gerne sofort, geordnet und mit Freude. Noch aber setzt er sich für die Sache ein. Noch fleht er geradezu um Abhilfe: „Ich plädiere für einen vernünftigen Minimalschutz!“ Am Anfang vielleicht wie an Herz Jesu am Zülpicher Platz mehrere Hinweisschilder gegen Urinieren an die Kirchenwand, vielleicht Stabgitterzäune um die brachen Pinkeleckenbeete.

Das Bild von der Theo aber zeigt: Sein Traum ist größer. Sein Traum ist ein geschützter, artenreicher Kirchgarten, ein Rückzugsraum für Pflanzen und Menschen: „Ich wäre der erste, der sonntags nach der Messe die Leute hineinlässt und gerne auch die Eigenarten von Nelkenwurz, Waldzwenke und Buschwindröschen erklärt.“ Die Idee einer



Wo gepinkelt wird, da wächst nichts mehr.

Terrasse vor der Sakristei könnte die Gemeinde dabei auch gleich wieder aufgreifen, „diese Idee ließe sich wunderbar mit dem angedachten Kirchgarten vereinbaren und dann könnten im Sommer Sitzungen aus dem Borromäussaal nach draußen verlegt werden.“ Seine Augen fangen an zu glänzen: „So ein Garten, das ist ja auch ein Stück Seelsorge – seit dem Garten Eden steht ein Garten ja auch für die Sehnsucht des Menschen nach Gott! Im Garten Gottes gibt es ein 100%-Niveau! Und es wäre doch ein klares Zeichen der Seelsorge, sich dem anzunähern!“ Er gerät endgültig in Fahrt: „Und Schutz und Pflege, Sorgfalt und Rückzugsräume brauchen wir! Und das gilt natürlich nicht nur für die Außenanlage einer Kirche, sondern erst recht für ihr Inneres – und auch für das Innere unserer Seelen! Das gehört zusammen!“ Und man glaubt es ihm endgültig: Ein circa 90%-iger Kirchgarten wäre ein großes Stück Seelenpflege auf Erden.

Die Orchidee damals hat übrigens eine knappe Woche überlebt.



» DIE Kirche KANN IN DER CORONAZEIT PUNKTEN «

Sabine Loch, Psychologin beim Rheingold Institut in Köln, unterhielt sich mit Georg Thünemann über Kirche und Corona.

Text: Georg Thünemann

Fotos: Rheingold Institut, Klaus Nelißen

Was hält moderne Menschen in der Kirche, speziell Frauen und Alleinstehende?

Familien sind über ihre großen Lebensereignisse sehr stark an die Kirche gebunden. Da sind die großen Inszenierungen rund um die Themen Heirat, Taufe und Kommunion. Ihnen bietet die Kirche sehr viel. Das entgeht natürlich den Singles und manchmal auch den Paaren, die nicht mehr heiraten. Und da gibt es in den mittleren Lebensjahren eine große Spanne, wo gerade diese Leute häufig keine enge Bindung mehr an die Kirche haben, es sei denn, sie sind tatsächlich in eine Gemeinde sehr gut eingebunden und vielleicht sogar kirchlich engagiert.

In dieser Lebensphase kann die „fürsorgliche Kirche“ eine wichtige Rolle spielen. Sie bietet einerseits die Möglichkeit, sich zu engagieren, und andererseits in bestimmten Lebenskrisen Angebote und Unterstützung.

Zum Lebensende hin wird es dann wieder für alle relevant. Alle, die irgendeine Form von Religiosität, von Glauben pflegen, wird dieser in Phasen

von Krankheit, Verlusten, nahendem Ende nochmal präsenter. Nämlich in der Auseinandersetzung mit der Frage: Was kommt dann? Das wäre dann der Faktor „erlösende Kirche“, der zum Lebensende hin stärker Gewicht bekommt.

Wie könnte denn die katholische Kirche die Menschen halten? Was muss da sichtbar werden?

Bevor die Leute austreten, passiert immer nochmal was an Auseinandersetzungen. Die Leute, die schimpfen, sind noch gebunden. Diese Auseinandersetzung kann und sollte geführt werden, um Menschen zu halten. Einmal im übergreifenden Zusammenhang, was die großen Strukturen der Institution Kirche betrifft, aber natürlich auch in den Gemeinden mit den Pfarrern.

Diejenigen, die rebellieren gegen Kirche, die sind vielleicht auf halbem Weg im Begriff zu gehen. Aber sie sind mit einem Bein noch da und können noch gehalten werden, wenn man sich auf ihre Kritik einlässt. Das heißt, Auseinandersetzung ist wichtig, Entgegenkommen ist wichtig.

Das ist meiner Meinung nach auch das Motto, unter das man die Auseinandersetzung mit Maria 2.0 stellen könnte.

In den Gemeinden hängt es von den persönlichen Bindungen und Kontakten ab, wie gut Kirche funktioniert, denn eine funktionierende Gemeinde kann auch ihre Rebellen besser halten.

In einer Studie Ihres Institutes empfehlen Sie, auch Menschen anzusprechen, die nicht mit der katholischen Messe aufgewachsen sind. Spirituelle Handlungen sollen erläutert werden und moderne Ausdrucksformen darin einfließen. Erreicht die spirituelle Sprache der Pfarrer und der Bischöfe heute noch die Menschen? Wie muss die Sprache der Kirche sein, damit sie Menschen heute erreicht?

Für eine spirituelle Beeindruckung braucht es natürlich auch eine Sprache und Rituale, die dies inszenieren. Die müssen gar nicht auf Anhieb verständlich und nachvollziehbar sein, denn es geht ja darum, zu beeindrucken. Aber natürlich muss auch jemand da sein, der den Laien Rituale erklären kann. Nicht jeder erlebt diese spirituellen Handlungen und weihvollen Worte von Kindheit an. Es gibt auch Quereinsteiger, Menschen, die aus anderen Ländern herkommen, Menschen, die sich eventuell auch im Erwachsenenalter nochmal entscheiden, katholisch zu werden. Auch die müssen hereingeholt werden. Deshalb muss es auch möglich sein, Rituale, Handlungen und weihvolle Worte auf eine Alltagssprache herunterzubrechen. Beides ist notwendig und beides hat seinen Platz.

Wer hat bislang in der Krise besser reagiert, die Katholiken oder die Protestanten? Haben Sie beobachtet, wer besser auf die Menschen zugehen kann?

Hier kann man nicht zwischen katholisch und evangelisch unterscheiden, denn das ist stark von einzelnen Gemeinden abhängig. Es wird sich



Sabine Loch, Psychologin und Senior Research Consultant beim Rheingold Institut in Köln, war für das Erzbistum Köln für die Studie ‚Warum in der Kirche bleiben?‘ (2018) mitverantwortlich. Sie betreut darüber hinaus weitere Befragungen in den Bereichen Glauben und Religion.

auch nochmal zeigen, wer sich mit zunehmenden Beschränkungen traut, trotzdem in Kontakt zu treten. Im Frühjahr haben sich viele nicht getraut, was vermutlich schlichtweg daran lag, dass auch kirchliches Personal Angst vor Corona hat.

Im Umgang mit der Coronakrise gibt es Menschen, die haben sehr darunter gelitten, dass die Kontakte eingeschränkt wurden. Andere haben davon profitiert, nämlich die, die sich nicht so viele Kontakte wünschen. Die hatten endlich mal die Freiheit, sich zurückzuziehen mit einer guten Rechtfertigung und es sich zuhause so richtig gemütlich zu machen. Diese beiden Gruppen gibt es natürlich auch beim kirchlichen Personal. Es gibt Menschen, denen kommt es entgegen, dass man nicht viel darf. Die werden jetzt sicherlich

nicht alles offen halten und viele Kontaktangebote machen. Sie haben einen guten Grund zu sagen, nein, das mache ich nicht. Dann gibt es aber andere, denen ist das selber wichtig und die wissen, dass es auch für die Gemeinde wichtig ist, Kontaktangebote aufrechtzuerhalten. Das sind die Gemeinden, die besser durch die Krise begleiten.

Für viele Jugendliche sind in den letzten Monaten coronabedingt Treffpunkte geschlossen worden. Die weichen jetzt auf Parks und auf private Treffen aus. Denn es ist für Jugendliche doch eine elementare Lebensaufgabe: rausgehen, Welt kennenlernen, Menschen kennenlernen, Paarungspartner finden.

Warum also in dieser Zeit einen Gottesdienst nicht auch zum informellen Austausch nutzen? Messen



sind erlaubt. Hier kommen Menschen sowieso zusammen, warum also nicht auch diesen Raum zum Austausch ermöglichen? Da müsste man auch mal auf unkonventionelle Ideen kommen.

Die Menschen suchten in diesen ungewissen Zeiten Orientierung, sie erlebten sich als verletztlich, sterblich und trostbedürftig. Wie kann die Kirche diese Menschen abholen, wenn persönliche Begegnungen vermieden werden sollen?

Ich denke gerade jetzt an die alten und an die einsamen Menschen, die häufig in den Gottesdiensten zu finden sind und die die Messen auch für ihre Tages- und Lebensstruktur unbedingt brauchen. Da ist es wichtig, eins zu eins Kontakte zu organisieren. Das muss nicht alles vom Pfarrer selbst ausgehen, das können auch Helfer der Kirche übernehmen. Wichtig ist, sich zu vernetzen, analog bzw. nicht nur online. Online wird man viele nicht erreichen. Tatsächlich kann online analog nicht ersetzen, weder in der sinnlichen Beindruckung noch auf der zwischenmenschlichen Ebene. Das ist ein ganz anderer Modus, in dem man da unterwegs ist.

Angesichts von Covid-19 christliches Profil zu zeigen, bedeutet zuallererst, menschliche Nähe zu leben. Wie kann das in Corona-Zeiten weiter funktionieren?

Es gibt sonst nichts, was einen tatsächlich von der Geburt bis ins Grab begleitet. Das kann nur Kirche bzw. Religion. In allen Lebensereignissen, in Lebenskrisen genauso wie in den positiven Feier-Momenten, präsent zu sein und diese auch gestalten zu können. Da hat die Kirche wenig Kon-

Sinnliche Beindruckung – analog.

kurrenz. In Corona-Zeiten kann man die großen Feste natürlich nicht so feiern, die großen Ereignisse nicht so pompös begehen. Aber solange noch Messen und Gottesdienste möglich sind, ist etwas möglich. Taufen und Hochzeiten können trotzdem gefeiert werden.

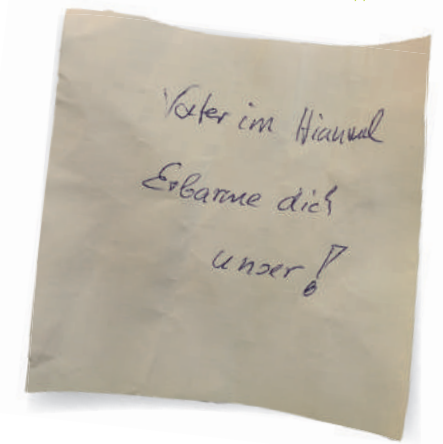
In diesen Zeiten sollte man eher versuchen, die Zweier-Kontakte stärker zu fördern und die Gottesdienste zu nutzen, um untereinander etwas entstehen zu lassen. So bekommen die Menschen ein bisschen Trost und Stärkung im Alltag

Wenn die Kirche, die eigentlich ein Lebensbegleiter ist, in der Krise nicht präsent ist, dann ist das ein Armutszeugnis für eine Kirche?

Die Kirche muss jetzt bis an die Grenzen des Möglichen gehen, was an Kontakten zugelassen ist. Die Kirche kann sich jetzt nicht zurücklehnen und sagen: „Wir machen mal Pause – wenn es vorbei ist, dann sind wir wieder da.“ Nein, Kirche ist Krisenbegleiter.

Neue Hygieneregeln, Social Distancing und digitale Kommunikationsformen haben die gesamte Gesellschaft seit März 2020 vor neue Herausforderungen gestellt. Was ist mit Leuten, die aktuell nicht mehr in den Gottesdienst gehen? Kommen die nach der Pandemie wieder?

Wenn diese Leute eine Beziehung zur Kirche haben, dann denke ich, dass die auch wiederkommen. Ich glaube allerdings, dass es wenige gibt, die unter den aktuellen Bedingungen abgewiesen werden müssen. Die Kirchenräume sind so groß, dass viele reinpassen. Weihnachten wird sicherlich eine große Herausforderung für die Kirchen werden. Die Häuser sind da traditionell voll. Aber wenn es alternative Angebote gibt, zum Beispiel



unter freiem Himmel, dann wird man von solchen besonderen Ereignissen bestimmt jahrzehntelang sprechen. Dies zu inszenieren ist doch großartig.

Ich glaube ansonsten, für den Alltagsbetrieb und die sonntäglichen Messen, dass Menschen, die ängstlicher sind und sich Sorgen machen, derzeit wegb bleiben. Aber alle anderen bekommt man gut eingefangen. Für die Sensitiveren unter denen, die kommen, ist es wichtig, dass Hygienekonzepte in einem freundlichen und sehr klaren Modus abgebildet werden. Unaufgeregt, aber klar. Also keiner, der dann Hektik verbreitet und anfängt, Leute wegzuschicken oder herumscheucht, sondern Markierungen auf dem Boden, klare Schilder, eine freundliche Ansprache mit ein bisschen Humor. Eine Maske mit einem Smiley drauf oder so ähnlich.

In anderen Befragungen erfahren wir, wie die Leute auf der Straße, in Verkehrsmitteln und Einkaufsstätten aufeinander reagieren. Es gab eine Zeit, da ist man sehr aggressiv miteinander umgegangen. Das wollen die meisten nicht mehr. Sie haben genug davon. Sie wollen Friedfertigkeit hinter der Maske, alles ein bisschen herunterdampfen. Dabei hilft eine große Klarheit – visuelle Klarheit und Klarheit in der Ansprache.

Diesseits ERWARTUNGEN

Wie Corona das Warten neu lehrt und was das mit Advent zu tun hat.
Launige Betrachtungen von Klaus Nelißen.

Text: Klaus Nelißen

Fotos: Volker Adolf, Klaus Nelißen

Es begab sich aber zu der Zeit, da alle aufgefordert waren, sich in Listen einzutragen. Es war jene Zeit, da in den Herbergen kein Platz war – wegen der Beherbergungsverbote. Genau zu jener Zeit begab es sich, dass landauf, landab das Warten neu gelernt wurde – mit Abstand: beim Brötchenholen, an der Supermarktkasse, beim Arzt. Warten auf das Testergebnis, Warten auf den Impfstoff.

Das war, als das Zeitraffer-Leben der Vorjahre plötzlich weitergelebt werden musste in Zeitlupe; als die Ferienflieger stillstanden und viele das Zwitschern der Vögel des Himmels wiederent-



Ein Warten hat ein Ende: Ein Kind wurde uns geboren!

deckten, oder den Spaziergang im Wald. Als das Kleine, das Lokale, groß und wichtig wurde und das Große, der Horizont, in weite Ferne rückte. Für Ungeduldige war diese Zeit eine Qual, denn das Warten war ihnen abhandengekommen. Erfüllung? – aber bitte sofort: Der Online-Versand verspricht die Zulieferung am selben Tag; die Mitteilungsfunktion am Handy unterbricht jeden Gedankengang; der Tweet eines durchgeknallten Präsidenten sorgt binnen Sekunden für Kurschwankungen auf dem Meinungsmarkt.

Eine Ahnung vom Warten hatten noch die werdenden Mütter. Eine Schwangerschaft ist eben keine 5-Minuten-Terrine, sondern braucht ihre Zeit. Neues Leben muss wachsen: neun Monate warten, ‚guter Hoffnung sein‘.

Überhaupt: Die Hoffnung. Sie ist die zappelige Schwester des Wartens – wortwörtlich: die Hoffnung ist das hüpfende Erwarten, mittelniederdeutsch: das ‚hopen‘. Aber nein, die Hoffnung ist nicht nur die zappelige, sie ist auch die schöne Schwester des Wartens. Denn sie richtet sich auf eine bessere Zukunft. Hoffnung ist Zu-ver-sicht.

Es begab sich also in jener Zeit, als das Warten neu gelernt wurde, da lasen sie in den Kirchen jene uralten Texte, die von Erwartung künden,



Vielleicht warten wir auch darauf, dass wir wieder warten wie vor Corona.

von Hoffnung, von Zuversicht. Es war Advent – die Zeit, in der die Christen jahreszeitlich bedingt und vorsätzlich ‚schwanger gehen‘ mit dem Gedanken: Gott wird Mensch.

Advent ist das Warten auf Weihnachten zu. Die biblischen Texte sprechen vom Warten des Volkes Israel auf einen Retter, einen neuen Gesalbten – keinen König von dieser Welt, sondern den Messias. „Tröstet, tröstet mein Volk“, heißt es da aus dem Munde des Propheten Jesaja. Der Überlieferung nach hatte Jesaja seine Eingebungen unter dem Vorzeichen des Exils in Babylon. Also in einer Zeit, als das Volk Israel vertrieben ist, in größter Not. „Das Volk, das in der Finsternis wandelt, sieht ein helles Licht“, so heißt es in der Vision des Propheten. Was aber macht Jesaja für die Zukunft so hoffnungsvoll? „Ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns geschenkt. Die Herrschaft wird auf seine Schulter gelegt. Man ruft seinen Namen

aus: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens.“

Wenn man so will, ist dies die Mutter aller messianischen Texte. Und nicht umsonst wird diese Passage aus dem Jesaja-Buch an Heiligabend in der Kirche gelesen, denn die Christen sehen in Jesus die Erfüllung dieser uralten Prophezeiung. Ein Warten, das über Jahrhunderte dauerte, ging für die Christen damit zu Ende. Das Judentum indes wartet immer noch auf den Messias – für sie ist es Jesus nicht. Daher: Juden sind, wenn man so will, Meister des Wartens, des „Harrens auf Gott“, wie es in den Psalmen heißt. Christen in Köln (und nicht nur da) warten derweil aufs Jüngste Gericht, aufs Reich Gottes, auf Akteneinsicht, auf bessere Zeiten – und manchmal auf alles zugleich. Das Hoffen, das sollten sie dabei nie aufgeben. Denn, so die eschatologische Kurzformel: am Ende wird alles gut – und wenn es nicht gut ist, ist es noch nicht das Ende.

Von Amöben UND MENSCHEN

Hilde Naurath wurde von ‚ihrer Kirche‘ häufiger Mal enttäuscht. Sie hat überlegt, was sie eigentlich von ihr erwartet.

Text: Hilde Naurath

Fotos: Cymothoa exigua/Wikipedia

Dank Werthi weiß ich wieder, was ich von meiner Kirche erwarte. Naja, vor allem von der ‚einen, heiligen und katholischen Autorität‘ dahinter, von den tradiert Zuständigen für die Inhalte unseres Gedanken- und Glaubenssystems, kurz: vom kirchlichen Lehramt bzw. seinen Vertretern. Denn plötzlich war er wieder präsent: Jürgen Wertheimer, der prägendste Professor meines Literaturstudiums, ein messerscharfer Analytiker von Gedanken- und Glaubenssystemen. Mit hintersinnigem Humor ließ er jede dröge Pflichtlektüre zu einer Quelle an Inspiration zum Weiterdenken werden – der brillante Werthi eben. In der Agnesbuchhandlung fiel mir sein aktuelles Buch in die Hände: ‚Europa. Eine Geschichte seiner Kulturen.‘ Nach langer Zeit stolperte ich wieder über die Sätze: „Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich *seines* Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Erschließung und

des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!“ Und dann übersetzt mein alter Professor die allbekanntesten Sätze des großen Immanuel Kant mit: „Will man ferngesteuerte Amöbe bleiben oder *Mensch werden*? Hat man die Courage, seinen ‚eigenen‘ Verstand zu nutzen, oder lässt man sich von anderen manipulieren?“

Verstand! Eigenes Denken! Argumente suchen, finden, hinterfragen! Da kam mir noch mein alter Relilehrer in den Sinn. Voller Begeisterung hatte er Mk 12,30 erläutert: „Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, *mit all deinen Gedanken* und all deiner Kraft“ (EÜ 1980). Mit funkelnden Augen schwärmte mein Lehrer: „Das Neue daran, das wirklich Neue daran ist: ‚mit all deinen Gedanken‘! Die anderen Zeilen finden sich schon in Deuteronomium, aber die Gedanken, das Denken, also der Verstand, jawohl, der Verstand, um sich Gott, dem Nächsten, sich selbst zu widmen, das kommt von Jesus!“ Den von Gott geschaffenen, von Jesus geforderten Verstand einsetzen! Das erwarte ich doch glatt

auch von ‚meinem‘ Lehramt. Ein Superlehrer wie Werthi seziert scheinbare Gegebenheiten und zieht Schlüsse, so faszinierend, so bereichernd. Den Finger tief in meine Wunde legend: Ich würde so gerne auf ebenso überzeugendem Niveau Argumente für meine Weltanschauung vorzeigen – vor allem da, wo sie seiner nicht entspricht. Und es gibt sie ja. Es gibt so großartige Argumentationen näher an meiner katholisch geprägten Weltanschauung. Es gibt Theolog_innen, Religionswissenschaftler_innen, Dogmatiker_innen, Kirchenhistoriker_innen, Soziolog_innen und Philosoph_innen, bei deren Darlegungen mein hungriger Verstand aus dem Nicken nicht herauskommt. Allerdings, eben – nicht unbedingt beim so oft so selbstreferentiellen Lehramt. Wie würde Werthi dazu sagen: „Eine Null bestätigt einer anderen Null, dass sie exzellent ist.“

Liebes Lehramt, du erwartest, dass ich deinen Katechismus annehme und deine Dogmen glaube. Ich glaube nicht auf Knopfdruck. Glauben geht überhaupt nicht auf Knopfdruck. Ich will überzeugt werden! Mit Herz, Seele, *Verstand*, Überzeugungskraft! Lege schlüssig dar, warum die Annahme von Gottes Existenz (meistens) in sich stimmig, sinnvoll und sinnstiftend ist. Behaupte nicht, dass die Beschaffenheit der Amtskirche, wie

sie ist, ist, wie sie ist, weil sie so ist, und eo ipso unumstößlich ist. Lasse deine Argumente nicht so schwach sein, dass sie in jedem Logik-Einführungseminar eines Jürgen Wertheimer mit einem Heben der Augenbraue in sich zusammenfallen. Zeige, dass nicht nur im Anfang der Logos war. Bitte, nimm das erste Gebot wichtiger als die angebliche Andersartigkeit deiner Geweihten. Siehe den Menschen! Er liebt und glaubt und

wirkt zum Besten nicht, wenn er manipuliert und erniedrigt wird, sondern wenn man ihn ernst nimmt, auf Augenhöhe. Setze nicht auf die Unmündigkeit deiner Kirchenmitglieder, sondern ermutige sie, sich ihres *eigenen* Verstandes zu bedienen. Es ist kaum erträglich, dass die römische Kirche eine absolutistische Institution darstellt. Lasse sie nicht auch noch zu einer sektiererischen, totalitären Institution werden, der ihr Selbsterhalt wichtiger ist als *Menschwerdung*.

Natürlich muss ich mir dabei auch an die eigene Nase fassen. Ich will keine Amöbe sein! Ich lasse mir kein XX für ein abnormes XY vormachen. Ich suche nach Argumenten. Ja doch, auf etwas niedrigerem Niveau als Werthi. Aber die Begeisterung meines Relilehrers für das erste, das höchste Gebot, die bekomme ich mittlerweile hin.



Amöben sind eine große Gruppe von Einzellern mit wechselnder Gestalt.



Singe ZU HUS

Die KG Große Eigelsteiner und Karneval in Zeiten von Corona

Text: Carolin Dörmbach

Foto: Klaus Nelißen

Manchmal hat selbst eine dicke Erkältung ihr Gutes – auch, wenn es sich im ersten Moment ganz anders anfühlt. Zumindest für Ruth Wennemar am Rosenmontag 2019, als sie mit blutendem Herzen auf dem Sofa lag und sich die WDR-Übertragung des Zuges ansah. Und sich irgendwann fragte, warum es in ihrem Veedel – dem Eigelstein – eigentlich keinen Karnevalsverein gibt.

Eine Frage, die sie sofort in die Whatsapp-Gruppe ‚Wir Eigelsteiner‘ stellte. Hier vernetzen sich viele

Mitglieder des Bürgervereins des Eigelsteinviertels, mit denen Ruth Wennemar schon seit Jahren in den Kneipen um die Ecke zusammen Karneval feierte. Kein Wunder also, dass die Frage direkt als Vorschlag aufgenommen wurde. Und man sich schnell den ganz praktischen Gründungsfragen widmete: Wer macht mit? Wer wird Präsident? Welche Ausrichtung soll der Verein haben?

Offiziell gründete sich die Karnevalsgesellschaft KG Große Eigelsteiner am 18.03.2019 mit der passenden Zahl von 11 Mitgliedern. Präsident wurde Mic Kitzel, und zur Ausrichtung lässt sich folgendes sagen: Die KG will ein Verein sein, in dem

Menschen aus dem Viertel und den angrenzenden Stadtteilen ungezwungen miteinander feiern können – ohne Ornat und Traditionsuniform, aber trotzdem erkennbar als zusammengehöriger Karnevalsverein.

Mit einer Gründungsparty in der Eigelsteintorburg ging es im November 2019 zum ersten Mal in die Öffentlichkeit – natürlich mit dem legendären Veedels-Wirt Ernst Moers am DJ-Pult. Inzwischen ist die Anzahl der Mitglieder auf über 50 angestiegen. Die KG hat eine eigene Website und als leuchtende Erkennungszeichen für die Mitglieder Kappen in den Vereinsfarben Magenta, Türkis und Gold. Außerdem gibt es ein Logo, das den besonderen Charme des Veedels aufgreift: In der Mitte die Torburg, die links eine rote Laterne hält in Anlehnung an die Zeiten als Rotlichtviertel. Rechts dreht sich ein Dönerspieß – ein Symbol für die vielen Geschäfte und Restaurants mit orientalischem Hintergrund.

Alles bereit also für das Jahr 2020 und die Session 2020/21. Mit großen Plänen wollte die KG durchstarten: mit einer Party auf dem Ebertplatz zeitgleich zu ‚Jeck im Sunnesching‘, einer Teilnahme am Nippeser Schull- und Veedelszoch und einer zweiten Auflage der Party in der Eigelsteintorburg. Und dann kam Corona und damit massive Einschränkungen auch für Vereinsaktivitäten.

Doch echte Jecken lassen sich nicht unterkriegen. Weil kein Virus der Welt den Zusammenhalt und das Zugehörigkeitsgefühl schmälern kann, rief die KG unter dem Titel ‚Singe zu Hus‘ zu einer besonderen Aktion für den 11.11. auf: Genau um 11:11 Uhr sollte jeder für sich und doch alle gemeinsam am eigenen offenen Fenster stehen



und singen. Folgende Lieder wurden für die Playlist ausgesucht: 1. ‚Am Eigelstein es Musik‘, 2. ‚Stadt met K‘ und 3. ‚En unserem Veedel‘.

Und so kam es. Auf Balkonen und an Fenstern wurde gesungen und geschunkelt. Sogar ins ZDF-Morgenmagazin schaffte es die Aktion. Und vor dem Fenster von Vizepräsident Michael Baus und seiner Freundin Caro Sandoval filmte ein Team von RTL den besonderen Sessions-Start mit.

Was kommt nach Corona? Erstmal wieder zusammen feiern. Weitere konkrete Pläne gibt es nicht. Wer weiß, wie sich die Lage entwickelt? Schön wäre es, im nächsten Jahr zusammen den Rosenmontagszug zu schauen. Falls der überhaupt stattfinden kann.

Über 50.000-mal wurde das Video aus der Agneskirche vom 11.11.2020 geklickt, bei dem Organist Matthias Bartsch zusammen mit Trompeter Bernhard Schwanitz das ‚Trömmelche‘-Lied um 11:11 Uhr gespielt hat. Das Video finden Sie hier:



» Meistens geht alles gut, UND WENN NICHT, BIN ICH DA «

Martin Dambow ist Kreißsaaloberarzt im Evangelischen Krankenhaus Kalk. Für den Pfarrbrief hat er, der auch Mitglied im Pfarrgemeinderat von St. Agnes ist, von Erwartungen erzählt: denen seiner Patientinnen. Und seinen eigenen.

Text: Martin Dambow

Fotos: Volker Adolf, Vanessa Tunno

Ich habe zuerst drei Semester Jura studiert. Hat mir aber keinen Spaß gemacht. Dann habe ich Zivildienst im Krankenhaus gemacht. Ich habe recht schnell gemerkt, dass mir die Arbeit mit Menschen liegt und ich auch keine Berührungängste vor Körpern und ihren Absonderungen habe. Darüber hinaus hat mir die Vorstellung gefallen, zu operieren, weil man so, zum Beispiel bei einer Blinddarmoperation oder einem Kaiserschnitt, einen sehr schnellen Therapieerfolg erreicht. Die Schwarzwaldklinik lief damals noch nicht im Fernsehen, so dass Udo Brinkmann als Einfluss ausfiel. Klar, mir war bewusst, dass das Gehalt vermutlich nicht schlecht sein würde. Aber als ich studierte, gab es eine so genannte ‚Ärztenschwemme‘. Und ich konnte überhaupt nicht sicher sein, sofort eine Stelle zu bekommen.

Insgesamt finde ich nach 28 Berufsjahren: Meine Erwartungen an den Job haben sich erfüllt. Das liegt auch an meinem Hauptfachgebiet, der Geburtshilfe. Da bekomme ich sehr viel Dankbarkeit durch Patientinnen und Angehörige. Auch wenn

• Wartezimmer •

es mit zunehmendem Alter schwerer wird, nachts aus dem Bett zu springen und in den Kreißsaal zu rasen. Aber wenn ich da bin, macht mir die Action im Kreißsaal immer noch viel Spaß.

Die Leidenschaft dafür hat in Ghana begonnen. Ich habe da mit zwei Freunden im Studium ein Praktikum gemacht. Klar war: Einer muss in die Gynäkologie, keiner wollte, wir zogen Stöckchen – und ich habe verloren. Als erste OP meines Lebens sah ich einen Kaiserschnitt und war so begeistert, dass ich das auch machen wollte. Danach habe ich kein anderes Fach mehr ernsthaft erwogen. Ich biete allerdings nebenbei auch noch eine Spezialsprechstunde zum Thema Inkontinenz an. Das macht deswegen Spaß, weil man hier Heilungsquoten von über 90% erreicht und niemand sterben muss. Ich hätte in einer



Gynäkologe aus Leidenschaft:
Dr. Martin Dambow

dass ich keinen Ball durchlassen darf, aber wenn, dann soll es wenigstens kein Torwartfehler sein.

Es gibt schicksalhafte Verläufe in der Geburtshilfe, da kannst du als Arzt nichts machen. Zum Beispiel bei Frühgeburten, die zum Leben zu klein sind, oder bei im Mutterleib verstorbenen Kinder. Natürlich nehmen wir jeden unglücklichen Verlauf persönlich. Aber nach einer Aufarbeitung mit allen Beteiligten stellen wir fest: Alle haben ihr Bestes gegeben. Auch wir sind Menschen. Früher habe ich noch mehr Onkologie gemacht. Aber das war für mich manchmal schwierig, da ich einige Fälle mit nach Hause genommen habe. Wenn junge Frauen sterben mussten oder wenn mir Todkranke besonders sympathisch waren, dann hat mich das oft sehr belastet. Heute kommt das in meinem Alltag durch die Spezialisierung in Krankenhäusern nur noch selten vor.

Während meiner Ausbildung habe ich auch Kollegen und Vorgesetzte kennengelernt, die bei Patientinnen unrealistische Erwartungen geweckt haben. Ich habe versucht, das nicht zu tun. Wenn mich jemand gefragt hat: „Werde ich jetzt sterben?“, dann habe ich immer versucht, eine realistische Einschätzung abzugeben. Ich hätte das als Patient auch gerne, sollte es dazu kommen. Die Frage, warum einem Menschen so ein Mist passiert – die habe ich nie beantworten können. Aber ich biete Patientinnen immer an, mit ihnen nach für sie traumatischen Erlebnissen zu reden. Wobei: Viel reden muss ich dabei eigentlich nie. Zuhören reicht meistens aus.

Praxis vielleicht mehr verdient, aber mir hätte die Action im Kreißsaal gefehlt.

Ich finde: Schwangerschaft und Geburt werden in der Gesellschaft zunehmend als schwere Erkrankungen wahrgenommen. Meine Aufgabe ist es, zu erklären, zu werten und durch Kontrolluntersuchungen – z.B. Ultraschall – realistische Erwartungshaltungen zu schaffen. Manche Menschen, die zu mir kommen, sind völlig verunsichert und wissen nicht, wie sie ihr Kind gebären sollen. Ich mag als Geburtshelfer zwar lieber Spontangeburt. Aber wenn zum Beispiel jemand einen Kaiserschnitt wünscht, muss man darüber reden können, da das nichts Verwerfliches ist.

In den allermeisten Fällen geht auch alles gut und wenn nicht, dann müssen wir halt da sein. So ähnlich wie Manuel Neuer: Wir bekommen meist nicht viele Bälle auf das Tor, aber wenn, dann müssen wir ihn halten. Natürlich habe ich den Anspruch,

Die GLITZERnde SCHWÄRZE des Alls

Der deutsche Astronaut Gerhard Thiele hat 12 Jahre auf seinen Flug ins All gewartet. Ein Gespräch über Lebensziele, 7 Sekunden im Schlaf, 90 Minuten mit Beethoven im All und über Wichtigeres im Leben ab dem 40. Lebensjahr.

Text: Klaus Nelißen

Fotos: NASA, Gerhard Thiele, Volker Adolf

Sie haben etwas getan, das nur ganz wenige Menschen in ihrem Leben machen. Wann ist dieser Wunsch gewachsen, ins All zu fliegen?

Ich wurde acht Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg geboren – in kein reiches Elternhaus. 1963 haben sich meine Eltern den ersten Fernseher geleistet; ein kleiner Flimmerkasten – anfassen war verboten! Eine der ersten Sendungen war der Start von Gemini 3 mit Gus Grissom und John Young. Ich stand fasziniert davor: einmal davon, dass ich überhaupt Bilder sehen konnte aus der Welt da draußen. Und dann sehe ich da diese Männchen mit ihren Köfferchen zur Rakete stapfen, die da vor sich hin dampfte. Und dann hob die ab. Natürlich habe ich gesagt, was der kleine Junge, der ich damals war, sagen musste: Das mache ich auch mal. Und meine Eltern haben gesagt: „Joa ... ist gut, mein Lieber.“

Sie wussten also schon eigentlich recht früh, dass Sie das machen wollten?

Nun ja, zu sagen: „Das mache ich jetzt mal“, das

ging schon daher nicht, weil damals nur Amerikaner und Sowjets ins All geflogen sind. Mit spätestens 16 Jahren hatte ich realisiert, dass ich als Deutscher keine Chance hatte. Aber dann wurde 1978 Ulf Merbold ausgewählt als ESA-Astronaut. Und ich sagte zu mir: „Da ist was schief gelaufen. Die haben mich ja gar nicht gefragt!“ (lacht). Aber klar: Ich hatte damals noch Astrophysik studiert. Die hätten gar nicht auf mich kommen können.

Wie viele Jahre sind vergangen, bis Sie im All waren?

12 Jahre. Ich bin 1987 ausgewählt worden, mein Flug war im Februar 2000. Das ist ungewöhnlich lang. Ich gehöre mit Christer und Claude zu den Astronauten in Europa, die am längsten warten mussten. Nach der zweiten deutschen Spacelab-Mission D2 gab es eben nicht D3 und D4, wie ursprünglich geplant. Sonst wäre das vermutlich viel schneller gegangen. Zu meinem Glück arbeiteten manche Kollegen aus dem Raumfahrtmanagement beharrlich daran, dass auch deutsche Astronauten bei der NASA ausgebildet werden. So öffnete sich für mich plötzlich eine Tür; 1996 begann ich das Training in Houston.



Februar 2000: Gerhard Thiele ist im All.

Auch in der katholischen Kirche gibt es bestimmte Positionen, die nur sehr wenige und ausgesuchte Personen bekommen können. Das macht mitunter etwas mit diesen Leuten, die dorthin wollen. Wie wichtig war es Ihnen, ins All zu kommen?

Natürlich wollte ich das gerne! Aber diese Perspektive ändert sich im Laufe der Zeit. Mein Knackpunkt war um mein 40. Lebensjahr. Ein Schlüsselerlebnis gab es mit dem Mentor unserer Astronautenklasse bei der NASA, Jeff Ashby. Er wurde benannt zu seinem ersten Flug als Pilot. Wenige Monate später bekam seine Frau die Diagnose: unheilbarer Krebs. Da bat Jeff darum, nicht zu fliegen. Diana, seine Frau, sagte: „Ich möchte, dass du fliegst, das ist dein Traum.“ Und was sagte er zu ihr? „Es ist mir wichtig, dass ich bei dir bin.“ Darüber habe ich mit ihm gesprochen und mit Dom Gorie, einem seiner besten Freunde, der später dann auf meiner Mission Pilot war. Jeff sagte zu mir: „You know, Gerhard: Once you turn 40, you

realize: it does not really matter whether you fly.“ Und ich habe das genauso gesehen.

Im Februar 2000 waren Sie dann mit 46 Jahren endlich im All. 11 Tage dauerte die Mission. Was hat länger gedauert? Der Hinweg oder der Rückweg? Beim Autofahren erscheint der Hinweg immer länger.

Im Weltraum ist das anders. Rein zeitlich dauert der Aufstieg 8 Minuten, 36 Sekunden, und der Rückweg dauert eine Stunde. Aber ich glaube: Den Zeitbegriff gibt es in dieser Phase nicht. Ich muss sagen: Ich hatte auf dem Hinflug kein Zeitgefühl.

Was kann man denken in diesen 8 Minuten?

Man konzentriert sich nur auf das, was zu tun ist. Durch das Training programmiert sich nach und nach ein Film, wie die Mission abläuft. Den Start habe ich 106-mal trainiert. Z.B: Es dauert vom Zünden der Haupttriebwerke bis zum Abheben 7 Sekunden. Die Triebwerke entfalten ja nicht sofort



vollen Schub. Und dann muss das Triebwerk noch ‚gimbeln‘, also einmal bei vollem Schub über den gesamten Schwenkbereich der Düsen ausgetestet werden. Alles das geschieht in 7 Sekunden! Sie hätten mich mitten in der Nacht wecken können mit einer Stoppuhr und ich hätte exakt 7 Sekunden abmessen können. Beim tatsächlichen Start war es dann ein kleines bisschen anders: Ich sah das Kommando, das Shuttle vibrierte und für den Bruchteil einer Sekunde blitzt der Gedanke auf: „Wo sind die Feststoffraketen?“ Beim richtigen Start lief meine innere Uhr wohl einen Tick schneller.

Astronauten werden ja oft gefragt: Was haben Sie gefühlt, als Sie die Erde von oben gesehen haben?

Naja, als ich das erste Mal die Erde von oben gesehen habe, sagte ich: „Just like in the Imax-Movie.“ Das klingt natürlich sehr banal.

Wann war das genau?

Wenn das Shuttle in der Erdumlaufbahn ankommt, wird der Tank abgesprengt. Während des

Startes kann der Tank Schaumstoffteile verlieren, die das Shuttle beschädigen können. Daher gibt es, wenn wir oben sind, ein kleines Manöver, das Shuttle ‚dreht‘ sich auf den Rücken, wie eine Art Looping. Und ich saß da, schaute in den Weltraum und sollte mit einer 8-Milimeter-Linse den Tank fotografieren. Dabei schob sich irgendwann die Erde von unten ins Bild. Ich hatte keine Zeit, mir das Ganze weiter anzuschauen, ich wartete ja darauf, dass der Tank ins Blickfeld kam.

Astronauten erzählen oft, dass der Blick auf die Erde an die gesamte Menschheitsfamilie denken lässt.

Später, mit etwas Abstand und Ruhe, hatte ich auch Momente der Erhabenheit. Aber ich war mehr von anderem fasziniert.

Wovon?

Von der Schwärze. Vom Blick weg von der Erde.

Warum?

Ich werde immer wieder gefragt: „Beschreiben Sie doch mal mit drei Worten Ihre Raumflugerfah-

rung.“ Dann sage ich: „Kraft, Schwärze, Demut.“ Nicht in dieser Reihenfolge. Ich will das gar nicht in eine Reihenfolge bringen. Kraft ist selbsterklärend. Wenn die Feststoffraketen zünden – davon bist Du einfach überwältigt. Und das Schwärze? Für mich war es die „glitzernde Schwärze des Alls“, wie Reinhard Furrer sie einmal genannt hat. Das war für mich irgendwie Heimat. Es ist ein Schwarz, wie man es sonst nicht erlebt. Es ist nicht das Nichts. Es ist etwas, aber es ist nicht das Nichts. Ich kann das nicht beschreiben ...

Meine Frau ist in Ostberlin als Christin aufgewachsen. Und sie musste sich in der ersten Klasse anhören: „Du musst nicht an Gott glauben. Juri Gagarin war im All und der hat keinen Gott gesehen.“ Sie haben die glitzernde Schwärze des Alls gesehen und gehen immer noch zum Gottesdienst?

Daran hat sich nichts geändert. Zu Juri Gagarin: Ich weiß nicht, ob er ein religiöser Mann war. Aber ich habe auch die russische Kosmonautenausbildung durchlaufen und habe viele Russen kennengelernt. Darunter Kosmonauten, die kurz nach Gagarin geflogen sind. Und da habe ich genauso viele Gläubige gefunden wie sonst auch – eher mehr. Wenn Sie in Russland fliegen, dann warten auf dem Weg zum Start in einem etwas größeren Vorraum u.a. drei orthodoxe Priester, die den Segen spenden und die Kosmonauten mit Weihwasser besprengen. Das war auch bei Gagarin so. Von dem Ritual weiß keiner etwas. Hinterher musste Gagarin dann verkünden, er hätte Gott nicht gesehen. Das war eine grandiose Propaganda-Dressur.

Hat diese Weltraumerfahrung etwas mit Ihrem Glauben gemacht?

Ich bin gläubiger Christ. Ich bin mir aber auch be-

wusst: Ich wurde in diese Religion hineingeboren. Papst Benedikt hat gesagt, die europäische Musik sei ein Beweis dafür, dass der christliche Ring der richtige ist. Das käme mir nicht über die Lippen. Das könnte ich noch nicht einmal denken, dass es irgendeine Methode geben könnte zu sagen, welcher Ring der richtige ist.

Nun, als Wissenschaftler haben Sie ja Methoden, um Dingen auf den Grund zu gehen. Wie bekommt man diese zusammen mit seinem Glauben?

Glaube und Naturwissenschaft sind nicht zwei unterschiedliche Dinge, die nicht zusammenpassen, sondern eher zwei Seiten einer Medaille. Ich hatte nie ein Problem damit. Ich bekomme dann ein Problem, wenn die beiden miteinander verknüpft werden. Manche Dinge sind mit so einer Feinheit aufeinander abgestimmt, dass man unweigerlich sagt: „Das darf ja wohl nicht wahr sein.“ Wenn dann notwendig ein Schöpfer dagewesen sein muss, der das genau so eingerichtet haben muss, dann sage ich mir immer: „Liebe Leute, welches

Thiele bei der Shuttle Radar Topography Mission.



Bild habt ihr eigentlich von Gott?! Ist das jemand, der Konstruktionspläne entwirft, wie wir Wissenschaftler das machen würden?“ Diese Vorstellung finde ich so absurd wie entsetzlich.

Wie lesen Sie als Naturwissenschaftler eigentlich die Bibel?

Ich habe tatsächlich gerade erst wieder angefangen, die fünf Bücher Mose zu lesen – stecke aber noch fest in der Genesis. Mit der Schöpfungsgeschichte habe ich z.B. überhaupt kein Problem. Ich lese das nicht, um wissenschaftliche Erkenntnisse daraus zu ziehen. Ich lese die Bibel als ein einziges menschliches Drama. Das sind Geschichten, die erzählt und dann im babylonischen Exil kodifiziert wurden. Das waren Leute, die ein großartiges Verständnis davon hatten, was den Menschen im Innersten bewegt, mit seinen Stärken und Schwächen. Es ist ja unfassbar, was da alles in der Bibel passiert. Ich lese sie als Drama der menschlichen Entwicklung. Es offenbaren sich Züge über den Menschen, die immer schon da gewesen sind. Also eine Offenbarungsschrift über den Menschen, als Individuum und als Volk.

Gehen wir zurück in den Weltraum. Bei so einem Lebensprojekt: Wie ist das mit dem Loslassen? Mit dem Runterkommen – im wörtlichen Sinne?

Bei mir fing das noch im All an. Die Mission war zu Ende. Für die Aufräumarbeiten gibt es einen extra Tag, damit man für den Fall, dass es hakt, bei der Landung nicht in Schwierigkeiten kommt. Das ganze wissenschaftliche Gerät musste ja verstaubt werden. Bei uns lief alles wie am Schnürchen. Ich hatte viel Zeit. Wir hatten in zwei Schichten

gearbeitet. Drei von uns waren 12 Stunden wach, dann die anderen drei. Mein letzter kompletter Arbeitstag endete. Ich hatte mir eine Koje mit Mamoru Mori geteilt. Wenn der eine schlief, arbeitete der andere. Und Mamoru, zuverlässig wie ein Uhrwerk, verschläft – ausgerechnet an meinem letzten Tag. Ich wusste: „Wenn du morgen aufwachst, dann geht es nur noch nach Hause.“ Also fragte ich Dom, unseren Piloten: „Kann ich noch etwas hier oben bleiben?“ Also auf dem Flugdeck. Ich konnte ja nicht in meinen Schlafsack. Er fragte nur, ob für morgen alles bereit sei, dann nickte er. „Welche Musik hörst du?“ Und ich antwortete: „Beethovens Neunte.“ Die hörte ich über Kopfhörer mit meinem Discman. Dom meinte nur: „Warte einen Moment“, und verschwand von der Brücke. Kurz darauf kam er mit zwei kleinen Lautsprechern hoch, montierte sie an der Decke und schloss meinen Discman an. Und dann haben wir die CD nochmal gestartet. Beethovens Neunte dauert 90 Minuten. Ein Umlauf um die Erde dauert auch 90 Minuten. Wir schauten also auf die Erde und hörten Beethoven – anderthalb Stunden lang. Tag und Nacht. Und der letzte Ton verklingt. In diesem Augenblick kommt Mamoru auf die Brücke und sagt: „Tut mir furchtbar leid, ich habe verschlafen.“ (Pause) Das kann man nicht erfinden. Als ich in die Koje ging, da wusste ich: „Jetzt geht hier was zu Ende.“

Wie war die Landung?

Es ist erstaunlich heiß und laut. Die Abbremsung geschieht ja allein durch die Reibung mit der Erdatmosphäre. Am Shuttle außen sind 1.500 Grad. Die Kacheln des Shuttles halten die Hitze natürlich ab. Aber in den Anzügen herrschen dann schon 50 bis 60 Grad. Je dichter die Atmosphärenschichten



werden, desto lauter wird es – als würde ein Düsenflieger neben dir starten. Die Landung selber war dann sanft wie bei einem Linienflug.

Das eigentliche Ankommen, das Loslassen, das war dann ein Prozess. Und irgendwann kam der Punkt, an dem ich mich fragte: „Habe ich das eigentlich erlebt, oder habe ich das alles nur geträumt?“

Am Anfang des Lockdowns im Frühjahr haben Sie der FAZ ein Interview gegeben zum Umgang mit eingegengten Situationen in der Coronakrise. Sie sagten damals: „Für eine bestimmte Zeit können Menschen das machen.“ Wie nehmen Sie das jetzt wahr?

Als ich das FAZ-Interview gab, war uns klar, dass es nicht nur um drei Monate geht. Ohne einen Impf-

stoff ist die Situation weiter so, wie sie ist. Selbst manche Leute, die sonst total vernünftig sind, kommen gerade an ihre Grenzen. Vielleicht tue ich mich mit der Situation etwas leichter, wenn ich mir sage: „Das ist jetzt so. Ich kann es nicht ändern. Auf Corona habe ich halt nun mal keinen Einfluss. Ich muss zu jeder Situation ja sagen.“

Weihnachten steht vor der Tür und ist ja auf seine Art auch ein kosmisches Fest: der Stern von Bethlehem, die Sterndeuter. Man sagt ja, es gibt Weihnachtschristen und Osterchristen. Welchem Fest stehen der Astronaut und Christ Gerhard Thiele näher?

Ostern – um Himmels willen! Seit etwa 30 Jahren bin ich Osterchrist. Weihnachten hat etwas Geheimnisvolles – das ist unstrittig. Aber Ostern ist für mich die christliche Botschaft schlechthin.

ERSTKOMMUNION

Fotos: Günter Scholz

2020

Kaspar Niesen
Laura Martin Gustke
Noa Tvrkovic
Martina Brauckmann-Kleis
Irena Penic-Tvrtkovic

Anacita Rosales
Anna Sophie Albers
Josephine Mock
Luke Wienigk
Theodor Siebert
Anton Siebert
Toni Schwetzel
Susanne Dederich
Benedikt Siebert

Anton Paul Schnermann
Max Nikolaus Rehm
Dario Demir
Matteo Giarizzo
Julian Brandt
Jonathan Grüter
Günter Brandt
Monika Lang
Luke Phillipp Nick
Felix Weizenbürger
Helena Paulina Warnke
Juna Klinkhammer

Noa Lotta Keller
Marie Zerhusen
Simon Beeh
Martin Leboeuf
Marcus Nick
Birgit Beeh

Malou Da Silva Freitas
Matilda Behrendt
Nele Marit Henzeveldt
Leah Palathunkal
Emma Schröder
Ella Adaver-Ivancic
Hannah Poggel
Martin Poggel
Anica Ivancic

Filip Fromme
Finn Lippelt
Filippa Kilz
Hannes Jakob Hildenbrand
Carla Stahl
Finja Quanz
Emelie Lösel
Lioba Steinmetz
Paola Quanz
Elke Steinmetz
Raphael Wienigk

Carla Rosa Becker
Charlotte Marie Becker
Konstantin Heimann
Jule Heilmann
Nils Loup
Alexander Ogawa
Helena Lucia Strate
Günter Reiter
Barbara Allebrodt

Kommunionkinder: schwarz
Katecheten: grau

Wegen des Lockdowns konnten wir die Erstkommunion erst nach den Sommerferien feiern. Zwischen Ende August und Anfang Oktober gab es sechs bewegende Gottesdienste. Ein großer Dank gilt den Eltern, den Katechetinnen und Katecheten und allen Kindern für ihre Zuversicht und ihre große Solidarität miteinander.



KIRCHEN- GEMEINDE- VERBAND

KGV



KATHOLISCH
IN KÖLN-MITTE

Bereiche der baulichen Instandhaltung oder Bauprojekte, aber auch Kult und Ausstattung, Musik und Jugend verbleiben in den einzelnen Gemeinden.

Dem neuen Kirchengemeindeverband Köln-Mitte gehören aus der Gemeinde St. Agnes die Kirchenvorstandsmitglieder Birgitt Caspers und Ingrid Kühnau an.

Das zentrale Verwaltungsgremium wird regelmäßig tagen und in Ausschüssen Personal, Finanzen und Betriebsträgerschaften koordinieren. Dies ermöglicht beispielsweise einen effektiven und flexibleren Personaleinsatz, wie er jetzt schon beispielhaft von unseren Pfarrsekretärinnen umgesetzt wird.

Der KGV beschäftigt sich, genau wie der Kirchenvorstand, mit der Verwaltung und nicht mit der Seelsorge, die im Gremium des Pfarrgemeinderates abgebildet ist. Hier pflegen die Pfarrgemeinderäte seit Beginn des Zusammenschlusses bereits regen Austausch.

Nach gesammelten Erfahrungen sollen spätestens für das Rechnungsjahr 2022 weitere Schritte der Zusammenführung erfolgen. Gegebenenfalls können früher Anpassungen erfolgen.

Eine Ergänzung des Kirchenvorstandes

Text: Ute Strunk

In einer Klausurtagung am 16. November 2019 hat der Kirchenvorstand St. Agnes die Errichtung eines Katholischen Kirchengemeindeverbands (KGV) mit dem Namen ‚KGV Köln-Mitte‘ zusammen mit den katholischen Kirchengemeinden St. Aposteln, St. Agnes, St. Gereon, Herz Jesu und St. Mauritius in der Kölner Innenstadt beschlossen. Die konstituierende Sitzung des KGV fand am 20.05.2020 statt.

Die Betriebsträgerschaft der Kitas unterliegt seit dem 01.08.2020 dem KGV. Zum 01.01.2021 übernimmt das Gremium die Anstellungsträgerschaft der Folgedienste ebenso wie die Verwaltung der hierzu erforderlichen Finanz- und Betriebsmittel. Dazu zählen zum Beispiel in Seelsorge und Verwaltung der Betrieb der Pastoralbüros, Druckerzeugnisse, Kommunikation, IT, Telefon oder Büromaterial.

NACHRICHTEN

Sommerlager 2021

Die Jugend St. Agnes blickt nach vorn! Für den Sommer 2021 ist ein Sommerlager für Kinder und Jugendliche von 8 bis 18 Jahren geplant. In den letzten beiden Sommerferienwochen vom 31.07. bis 14.08.2021 soll es mit dem Bus zum Zeltlager nach Beta One bei Hameln ins Weserbergland gehen. Die Anmeldung startet im Januar 2021. Alle Infos und Anmelde-möglichkeit gibt es dann auf der Internetseite der Agnesgemeinde. Flyer werden in den Kirchen ausliegen.

RoeckeRad ist da!

Der Anfang einer wunderbaren Geschichte, so kommt es den Mitgliedern des Planungsteams für ein Café in St Agnes vor. Mitte November konnte mit finanzieller Unterstützung der Stadt Köln und des Fördervereins St. Agnes ein Lastenfahrrad in der Farbe der Gemeinde St. Agnes angeschafft wer-

den. Dies wird nun fachkundig und ideenreich für die Bewirtung mit Kaffeemaschine, Tassen, Tanks und Stromanschluss etc. ausgebaut.

Damit ist ein großer Schritt in Richtung Kirchen-café erfolgt. Gleichzeitig kann das mobile Café zukünftig auch außerhalb der Kirche eingesetzt werden.

Das Team plant weiter, damit zum Ende des Lockdowns ein guter Kaffee ausgeschenkt werden kann.





Sechs von acht Pfarrbriefredaktionsmitgliedern.
Foto: Klaus Nelißen

IMPRESSUM

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes,
Neusser Platz 18, 50670 Köln, www.st-agnes.de

Kontakt: peter.otten@st-agnes.de

Redaktion: Carolin Dörmbach, Hilde Naurath,
Klaus Nelißen, Peter Otten, Ute Strunk,

Georg Thünemann, Judith Uebing

Grafikdesign: Sarah Nagelschmidt

Foto Titelseite: Sarah Nagelschmidt

Druck: Zimmermann Druck + Medien

KONTAKTE

Frau Waizner, Frau Malchow und Frau Eisenreich helfen Ihnen in unseren Büros gern weiter. Sie erreichen sie telefonisch unter 0221. 788 07 50 und 0221. 12 12 14 bzw. per E-Mail unter pfarrbuero@st-agnes.de. // Pfarrer Dr. Dominik Meiering: 0221. 47 45 07 - 20 // Pfarrer Peter Seul: 0221. 78 80 75 - 42 // Schwester Andrea: 0221. 78 80 75 - 17 // Peter Otten: 0221. 78 80 75 - 25 // Pfarrer Bernhard Wagner: 0221. 78 80 75 - 26 // Diakon Uli Merz: 0170. 606 30 61 // Matthias Bartsch (Kirchenmusik): 0221. 78 80 75 - 23

FRAGEBOGEN

Marco Tollhausen
arbeitet im Rahmen
einer Wieder-
eingliederungs-
maßnahme
als Kirchengemeindeführer
in St. Agnes.



Foto: Hilde Naurath

Was ist Ihrer Meinung nach die Hauptaufgabe der Kirche?

Meine Meinung nach ist die Hauptaufgabe der Kirche, christliche Werte zu vermitteln, diese zu erhalten und zu verbreiten.

Wenn Sie Papst wären, was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Ich würde die Vorgehensweise der Kirche der heutigen Zeit anpassen, damit sich wieder mehr junge Menschen mit der Kirche identifizieren und aktiver Teil der Kirchengemeinden werden.

Was gefällt Ihnen in den Vierteln der Pfarrei?

Ich mag es, dass in unserem Viertel Jung und Alt aufeinander zugehen. Man trifft immer jemanden für ein Schwätzchen.

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel?

Meine Lieblingsstelle befindet sich im Alten Testament und handelt von David. Er hat sich mithilfe seines starken Glaubens durch alle Widrigkeiten seines Lebens hochgekämpft und nie aufgegeben.

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

„Großer Gott, wir loben Dich.“

Welchen Heiligen, welche Heilige schätzen Sie besonders?

Ich schätze den heiligen Thaddäus sehr, weil er Menschen in schwierigen Lebenssituationen stärkt und ihnen hilft.



Foto: Tim Otto Roth



Mit „Cold Harmonies“ wird der Komponist und Konzeptkünstler Tim Otto Roth in der Osterzeit St. Gertud in einen faszinierenden Klangraum verwandeln, den die Besucher_innen gemeinsam erleben können.

Die Kompositionen für das einmalige Instrument mit 36 leuchtenden Klangkörpern, die über den Köpfen der Besucher_innen kreisen, nutzen die Strahlung kalter Gas- und Molekülwolken, mit denen der Sonderforschungsbereich 956 „Bedingungen und Auswirkungen der Sternentstehung“ an der Universität zu Köln tagtäglich arbeitet, als natürliche Partitur.

So entwickelt sich im ‚Flug‘ durch den Orion-Nebel eine Sphärenmusik für das 21. Jahrhundert.